

# Standortbestimmung

Autor(en): **Scheitlin, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische  
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **137 (1971)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-46745>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Standortbestimmung\*

Oberst i Gst Otto Scheitlin

Wir leben in einer höchst bewegten Zeit, die uns kaum Weile zur Besinnung läßt. Vorliegende Betrachtung soll uns zur Besinnung helfen. Wir wollen die Frage zu beantworten suchen, wie es um den schweizerischen Wehrwillen stehe, wobei wir unter «Wehrwillen» einfach den Lebenswillen begreifen. Wir fragen uns also, ob unser Volk noch willens sei, seine Eigenständigkeit in Krieg und Frieden zu behaupten. Die Frage läßt sich wohl nur dann stellen, wenn wir Zweifel hegen.

### «Unbehagen im Kleinstaat»

In einer angesehenen Zeitung ist das innenpolitische Jahr 1970 als das Jahr des Unmuts bezeichnet worden. Das Volk sei von einem Gefühl der Ohnmacht gelähmt, das dem dumpfen Eindruck entspringe, die ungebärdige Entwicklung lasse sich nicht mehr meistern. Tatsächlich scheinen uns die Felle davonzuschwimmen. Die Strömung ist so reißend geworden, daß wir überall notdürftig wehren und dämmen müssen. Woraus ist diese Lage entstanden?

Damit fragen wir nach dem weltanschaulichen Rahmen, der im folgenden kurz skizziert sei:

Seit der Renaissance löst sich der Mensch aus seiner Geschöpflichkeit und setzt den Akzent auf das Schöpferium. Durch diese Selbstbefreiung macht sich der Mensch zum Maß aller Dinge, weshalb er jede Autorität in Frage stellt. So löst er die Politik vom göttlichen Recht, die Wissenschaft von der Religion und die Moral vom Dogma, gerät also mehr und mehr in die bloße Rationalität, die er als lichten Verstand vergottet. Das Arge an der Selbstbefreiung liegt darin, daß sie sich der Rücksicht weitgehend ent schlagen hat, dadurch zur bloßen Entfesselung geworden ist und damit den Kampf aller gegen alle steigert. Hinzu kommt, daß der Verstand nur das Greifbare anerkennt und so den Materialismus fördert, der den eigenen Wohlstand mit der Wohlfahrt aller verwechselt.

Die Selbstbefreiung hat nicht zur reiferen Humanität geführt. Trotz allen Errungenschaften steht der Mensch in Pluralismus und Materialismus weit vom Glück entfernt, das ihm als Paradies vorschwebt. Darum stehen wir in einer Krise. Die Wissenschaft dieser Krise ist die Soziologie mit ihrem merkwürdigen Vokabular von hierarchischen Strukturen, Funktionalität, Regression, Frustration. Noch merkwürdiger aber ist, daß die führenden Soziologen, wie Adorno, Horkheimer, Habermas, Marcuse, auf neomarxistische Weise die bisherige Linie ins Extrem weiterziehen und dabei glauben, progressiv zu sein. Die Meinung, daß jede Erziehung bloße Manipulation sei und jede Regel für sexuelles Verhalten bloß die bestehenden Strukturen aufrecht-erhalte, sieht am Wesen des Menschen vorbei und degradiert ihn zum Tier.

Etwas vereinfacht ließe sich sagen, daß die Flucht des Menschen aus der metaphysischen Bindung einer höheren, verpflichtenden Ordnung auf die Gesellschaft zersetzend gewirkt habe, weil der Mensch offenbar nicht so gut ist, wie ihn die zweite Aufklärung unserer Tage auch wieder annimmt.

Zu dieser allgemein weltanschaulichen Seite kommt die besondere: Der schöpferische Mensch hat eine technische, und das heißt wörtlich: eine künstliche Welt geschaffen, die er kaum mehr beherrscht. Mit wachsendem Schrecken sieht er sich in die

zweite industrielle Revolution verstrickt, empfindet er, wie die natürliche Umwelt durch die Technik bis zur Lebensgefährlichkeit verdorben wird, rätselt er, wohin die Städteballung noch führen werde. Da wird denn etwa gefordert, daß ein neuer Mensch zu formen sei, der zu Automation, Elektronik, Computer, Astrophysik und Astronautik passe. Diese Forderung ließe sich etwa aus einem Essay von Oberstdivisionär Wetter lesen «Eine technische Armee kann nicht untechnisch geführt werden.» Wäre das die ganze Wahrheit, so müßte der Mensch ein Roboter sein.

Nun kann der Mensch – die Technik beweist es – zwar Ungeheures leisten und sich mehr oder minder darein finden; aber die Grenze der Schöpfungsgesetze kann er nicht überschreiten: Der Mensch läßt sich nicht zu einem andern Wesen «umfunktionieren». Im besten Falle kann er lernen, die Technik zu meistern, statt sie zu bedienen. Das vermag er allerdings nur dann, wenn er denkfähige Persönlichkeit ist, wobei das Denken in einem Ethos gründen muß. Zum Beweis sei der Bonjour-Bericht (IV, 408) angeführt: «Man hatte es bei ihrer Ausbildung unterlassen, den jungen Instruktionsoffizieren eindringlich auseinanderzusetzen, was die Schweiz ausmacht, was die schweizerische Staatsidee bedeutet. Man hatte sie nur im militärischen Fach geschult.»

Weil der Mensch nicht mit ein paar Handgriffen «umfunktioniert» werden kann, widerstrebt er auch den Versuchen und Zwängen, die ihn zum gemütlösen Techniker schablonisieren wollen. Er wehrt sich mit dem Unmut, den er etwa mit dem Stimmzettel abreagiert, und er wehrt sich durch die Flucht ins Romantische, wie es sich etwa in bemalten Autos, im Antiquitätenrummel und im Camping äußert.

Die mangelnde Ausrichtung auf ein übermenschlich Verpflichtendes, das mangelnde Maß in der Selbstbefreiung und die mangelnde Meisterung der immer üppigeren Technokratie haben eine Unsicherheit hervorgerufen, die zweierlei bewirkt. Einerseits klammern sich die ängstlich Ratlosen an das Bestehende und versteifen so im konservativen Beharren, das die Gegenseite als Establishment verhöhnt. Andererseits sehen wir, vor allem bei den Jungen, einen taumelnden Aufbruch zu neuen Ufern, die noch in Nebeln verborgen sind. Hier zeigt sich das menschliche Grundproblem, daß Fortschritt und Dauer ins labile Gleichgewicht zu bringen sind. Man kann Traditionen nicht einfach über Bord werfen, sondern muß sie überwinden. Das gilt wenigstens für die echten Traditionen, die nicht nur äußerliche Gewohnheitselemente, äußerliche Verhaltensmuster, äußerliche Konformismen sind. Traditionen wurzeln vielmehr als kulturelle, sittliche und religiöse Werte im unbewußten und gefühlhaften Glaubensbereich und bremsen so einen überstürzten Fortschritt des Rationalen. Darum kann man, was sich einmal bewährt hat, nicht einfach auf die Seite wischen, besonders dann nicht, wenn man nicht weiß, was an die Stelle des Bisherigen gesetzt werden soll.

Vom Beharrenden aus gesehen, gleicht die Schweiz heute jener alten Eidgenossenschaft, die Goethe auf seiner dritten Schweizer Reise 1797 einem Märchen verglich, das in Spiritus aufbewahrt sei. Das gilt, auch wenn bis heute der Arbeitsfriede gesichert ist und der Staat, wenn auch mit einigem Leerlauf der Überdemokratisierung und der Interesseneinflüsse, noch so ziemlich funktioniert. Wir können aber nicht übersehen, wie der Tanz um das goldene Kalb seelische Verarmung bewirkt hat, jener Tanz um das goldene Kalb, der sich etwa in Unterschlagungsaffären, in Bodenspekulation und Steuerhinterziehung, in der Ausrichtung der Politik auf das Geschäft und in der Kriminalität nicht fleckenlos äußert.

\* Die vorliegende Betrachtung vermittelt die formal überarbeitete Fassung eines vor der Militärschule II/1971 gehaltenen Vortrages. Die Redaktion dankt dem Verfasser angelegentlich für die Überlassung des Manuskripts.

Beim Staat hat das Beharren zur überbordenden Bürokratisierung geführt. Diese schwört auf den Popanz perfekter Organisation, errichtet darum das Kartenhaus der Formulare und ersetzt das Gefühl der Verantwortung durch Paragraphenhecken. Diese Entwicklung ist mit bedingt durch die Parteien. Das Vorherrschen eigensüchtiger Interessen, das Hofzeremoniell des persönlichkeitsfeindlichen Proporz etwa in der berüchtigten Zauberformel 2-2-2-1, der Drang zur Staatskrippe, die Ämterkumulation und der Mangel an Zivilcourage haben das Wächteramt der Parteien abgebaut und verfälscht. Die Parteien ringen meist nicht mehr ehrlich um die beste Lösung, sondern sie klammern sich an die Wählerinteressen, krämeren und feilschen und schließen Paktli. Dazu fallen einem immer Eugen Roths Verse ein:

«Ein Mensch sieht Hand von Hand gewaschen,  
Und doch – es muß ihn überraschen,  
Daß der Erfolg nur ein geringer:  
Am Schluß hat alles schmierige Finger.»

Das Beharren ist auch unserem Staat nicht gut bekommen, und je mehr er zum Dienstleistungs- und Versorgerstaat wird, um so eher wuchert die Organisation zur Überorganisation, die bestimmt in der Desorganisation endet. Mit andern Worten heißt das: Wir haben zwar immer mehr Ordnungen, aber immer weniger Ordnung (Musil). Das Volk spürt das und zeigt seinen Unwillen. Die 46% Jastimmen, die 1970 für die Schwarzenbach-Initiative abgegeben wurden, waren für die Politiker eine kalte Dusche. Dabei ist ganz gewiß, daß es sehr vielen Zustimmenden gar nicht um die Zahl der Gastarbeiter ging, sondern daß sie ihr Mißtrauen gegenüber Behörden und Parteien demonstrieren wollten.

Werfen wir hier die Frage auf, wohin denn unser Staat zu entwickeln sei. Die Vernehmlassungen zur Totalrevision der Bundesverfassung wie auch die verschiedenen Initiativen zeigen keine wirklich neuen Wege. Das Bestehende wird weiter ausgebaut, was bedeutet, daß die soziale Demokratie ad infinitum entwickelt wird, bis sie ad absurdum geführt ist, denn alles Menschliche bedarf des Maßes.

Eine neue Entwicklungsrichtung wäre nur durch einen Quasi-rückschritt zur *weltanschaulich* liberalen Demokratie zu gewinnen. Diese machte aus dem heutigen Rentner wieder einen Einzelkämpfer. Aber wer wollte das einem Wohlstandsvolk mundgerecht machen, und wer wollte die rebellierende Jugend davon überzeugen! Die Paradiesesvorstellung der Aufklärer und die Proletarisierung im Frühindustrialismus haben den Menschen eingeredet, daß sie ein ungesorgtes Leben von der Wiege bis zur Bahre verlangen müßten. Die Sozialeinrichtungen sollten also erweitert werden, bis der Lebenskampf aufgehoben wäre. Mit mehr Geld, mehr Freizeit und weniger Arbeit will der Sozialstaat allgemeinen Wohlstand verbreiten, wobei die Lockvögel den Hintergrund verdecken, welchen Preis das bequeme Leben fordert. Zu diesem bequemen Leben gehört als ein Schulbeispiel der Sport, der seinem ursprünglichen Sinn weitgehend entfremdet ist. Bergbahnen, Luftseilbahnen, Skilifte nehmen dem Menschen, wo er überhaupt noch selbst Sport treibt, die Hauptanstrengung ab. Meist aber begnügt sich der Mensch mit der Rolle des passiven Zuschauers, so daß die Spieler zu Gladiatoren werden, die der Masse im Stadion und am Fernsehschirm Unterhaltung und Sensation bieten. Da denken wir an den Römer Juvenal, der um das Jahr 100 in seiner zehnten Satire das heute wieder gültige «panem et circenses» formuliert hat: Brot und Spiele sind die Mächte der Bequemlichkeit.

Der passive Zuschauersport ist schwer zu überwinden, weil er weitgehend zum Geschäft geworden und bis zum unwürdigen Spieler- und Prämienhandel gesunken ist, dessen wir uns eigentlich im 20. Jahrhundert schämen müßten. Man kann sich auch fragen, ob die überreichlichen Sportberichte in den Massenmedien dem Volk Sand in die Augen streuen sollen und wollen, damit es von Problemen abgelenkt werde, über die es nachdenken müßte.

Psychologisch spielt auch die Frage eine Rolle, ob der passive Zuschauersport den menschlichen Aggressionstrieb, der früher durch die Arbeit abgebaut wurde, wieder gefährlicher mache. Die überhandnehmende Gewalttätigkeit (selbst auf den Sportplätzen) spricht hier eine deutliche Sprache.

Wir wollen auch nicht übersehen, daß der schöne Spruch vom völkerverbindenden Sport eine glatte Lüge ist. Das nationale Prestige spielt eine immer größere Rolle, was zum überzüchteten Spitzensport geführt hat, der etwa mit der Amateurformel in Konflikt kommt und das unerfreuliche Doping hervorgerufen hat. Der Spitzensport macht noch breitere Massen zu nichts als fanatisierten und bezahlenden Zuschauern. Selbst unser Kleinstaat wähnt, er müsse seine Existenzberechtigung im Spitzensport erweisen, seine Athleten mit staatlichen und gesammelten Geldern über Wasser halten. Und wenn dann einmal nicht alles nach Wunsch gerät, bejammert man eine sportliche Niederlage, als ob die Eidgenossen wieder einmal die Schlacht bei Marignano verloren hätten, nur daß niemand glaubt, es gelte da auch die Inschrift am Denkmal: Ex clade salus.

Nach diesem Abstecher auf ein nachgerade gefährliches Gebiet stellen wir uns die Frage, wie es um die Bequemlichkeit in der Armee stehe.

#### *Demokratisierung der Armee*

Nach dem Ende des jüngsten Aktivdienstes zeigte sich als erstes Anzeichen der Drang nach Demokratisierung der Armee. Der Drang war wenig klar umrissen und richtete sich meist ungenau auf Lockerung der Zucht. Wollte man den Begriff der Demokratisierung folgerichtig verstehen, so müßte gesagt werden, daß sich ein Krieg nicht über Soldatenräte und Abstimmungen führen lasse. Ging es aber um Lockerung der Zucht, so setzte mit dem Ruf nach Demokratisierung das ein, was in den jüngsten Jahren etwa als weiche Welle gebrandmarkt worden ist. Dieser Begriff wird zuweilen übelgenommen, doch wird man feststellen müssen, daß mit der technischen Bequemlichkeit des Zivillebens das Durchhaltevermögen und die Widerstandsfähigkeit unserer Wehrmänner abgenommen haben. Man wird ferner feststellen müssen, daß die soldatische Haltung in jüngster Zeit erheblich nachgelassen hat, wobei man in der Armee meines Erachtens den Modeströmungen zuviel nachgegeben hat. Man verwässerte etwa das Dienstreglement bei der Grußpflicht, als ob es nicht ganz einfach menschlich wäre, daß Angehörige desselben Verbandes einander grüßen. Jeder Lokomotivführer grüßt den andern, die Barrierenwärterin und den Stationsvorstand. Dann wurde die Waffe im Ausgang lästig, weil der Symbolwert, daß nur der Freie eine Waffe tragen dürfe, gestorben war. Das nächste war die Kopfbedeckung: Bei gutem Wetter gehen bis zu 50% der Beurlaubten barhaupt einher. Die Unteroffiziere greifen nicht ein, weil sie selbst die Mütze in den Gurt gesteckt haben, und die Offiziere übersehen die Reglementswidrigkeit, weil sie etwa als Baumstämme auf dem Bahnsteig stehen, umrankt von der Efeugestalt der Geliebten, bemüht, das Bild öffentlicher Intimszenen zu bieten, die bei Wehrmännern noch läppischer aussehen als bei Zivilisten. Den bisherigen Tiefpunkt

erlebte ich im Sommer 1970, als mir ein Rekrut in Hose und Hemd, dieses mit Achselnummern, Mütze im Gurt, dafür mit aufgespanntem Regenschirm begegnete. Haben wir bald wieder den Krähwinkler Landsturm beisammen? Das befürchten offenbar auch die Verantwortlichen für die seit Anfang dieses Jahres gültigen Erleichterungen. Ich schließe das aus dem Kommentar zum Nachtrag Nr. 2 zum Dienstreglement vom 3. Dezember 1970, wo der Ausbildungschef sagt:

«Es ist unerlässlich, daß die Angehörigen der Armee auf diesem Gebiet (Tenü, Betragen) positiv mitwirken und daß die Kader rücksichtslos durchgreifen. Es muß auch unterstrichen werden, daß es verboten ist, die Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit abzunehmen (Ziffer 196<sup>bis</sup>, Absatz 5). Wer sich auf diesem Gebiet gegen seine Pflicht vergeht, muß bestraft werden.» Es ist zu bezweifeln, daß den Worten des Ausbildungschefs strikt nachgelebt wird. Es ist doch so, daß Lockerungen dazu neigen, weitere nach sich zu ziehen. Es ist wohl auch nicht als sicher anzunehmen, daß die Kader bei Verstößen nun allgemein durchgreifen werden. Sie haben das bisher auch nicht getan und dürften sich um so eher davor scheuen, als sie sonst Gefahr laufen, der Sensationspresse Futter zu liefern und von dieser geschmäht zu werden. Schließlich dürfte die Aufgabe des Einheitskommandanten durch die Lockerungen erschwert werden, denn die Einheitskommandanten vor allem sollten einerseits die Vorschriften durchsetzen und andererseits eine kompakte Kompanie trotz gelockerter Zucht schmieden können. Nun ja: Was auf Beginn dieses Jahres verfügt worden ist, wird als zeitgemäß bezeichnet, wobei ich als Historiker die Überzeugung vertrete, daß nicht jedes Zeitgemäße qualitativ wertvoll und dem Ziel dienlich sei. Hieher gehört auch ein Wort zu den zivilisatorischen Bequemlichkeiten in den Kantonnementen. Dabei geht es wohl nicht um ein Entweder-Oder: Man kann der Truppe in gewissen Fällen in der Unterkunft durchaus hygienische und zivilisatorische Annehmlichkeiten bieten. Weil aber der Krieg von uns Härte und Askese verlangt, müßte wohl ab und zu auch geübt werden, wie man ohne zivilisatorische Bequemlichkeiten auskommt, das schon deshalb, weil der technische Apparat, mit dem diese Einrichtungen zusammenhängen, im Kriege vielleicht nicht mehr funktioniert. Wir müssen also doch wohl der Möglichkeit vorbeugen, daß wir im Ernstfall böse Überraschungen erleben.

Demokratisierung kann nicht Zuchtlosigkeit bedeuten. Meint Demokratisierung aber die menschliche Temperatur zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, so ist sie nicht durch Vorschriften zu erreichen. Menschliche Temperatur ist eine Sache der Gesinnung und damit der erzogenen Persönlichkeit des Vorgesetzten und des Untergebenen. Ist die Erzogenheit beidseits gegeben, so kommt es auch ganz selbstverständlich zur vernünftigen Zusammenarbeit, wie sie seit je bestanden hat, ohne daß man sie mit dem Anglizismus «team-work» glaubte aufmutzen zu müssen, wie das heute in der Meinung geschieht, man beginne erst jetzt in der Armee die Zusammenarbeit zu pflegen.

All diese Gedanken stimmen sehr nachdenklich. Wenn unter dem Schlagwort der Demokratisierung die Lockerung der Zucht gefordert wird, so liegt dahinter doch ein verfälschter Begriff von Demokratie. Wie vermöchte eine Demokratie zu bestehen, wenn die Demokraten nicht Selbstzucht übten, sich dem höheren Gemeinsamen nicht willig ein- und unterordneten, die Pflicht nicht vor das persönliche Recht stellten? Aber eben: Auch die politische Demokratie wird heute zur eigenen Bequemlichkeit mißverstanden, und so wird in Staat und Armee das Wesen der Demokratie abgewertet. Erinnern wir uns in diesem Zusammen-

hang daran, daß die Nivellierung mit Demokratisierung nicht identisch ist, denn schon in den Menschenrechten von 1789 heißt es: «Da alle Bürger vor dem Gesetz gleich sind, so sind sie auch alle in der gleichen Weise zu allen Ehrenämtern, öffentlichen Stellungen und Beschäftigungen *gemäß ihren Fähigkeiten* zugelassen, ohne einen anderen Unterschied als den ihrer Kräfte und Geistesgaben.»

### Jugendprobleme

Auch in der Armee, die Teil der Gesellschaft ist, erschwert jene verluterte Haltung die Arbeit, die aus dem «Jahrhundert des Kindes» der Schwedin Ellen Key ein kindisches Jahrhundert gemacht hat. Dieses Stichwort führt uns zur Jugend. Der Begriff «Jugend» ist eine Verallgemeinerung; aber mehr oder minder gilt das, was zum Jugendproblem zu sagen ist, doch für alle jungen Menschen.

Die Unruhe, die sich bis zur Rebellion steigert, hat zur Triebfeder ein Leiden, das wir wohl als Leiden an einem sinnlos scheinenden Leben bezeichnen dürfen. Wer aber wäre für ein solches Leben verantwortlich, wenn nicht die Erwachsenen, die die heutige Welt geschaffen und die Jugend beeinflusst haben? Wir sagen ausdrücklich «beeinflusst», weil die Erwachsenen in der Erziehung versagt haben. Rationalismus und Materialismus haben dazu geführt, daß die erzieherischen und damit menschlichen Ideale nur mehr als Kulissen im Lebenstheater stehen und die Jungen darunter leiden, daß sie keine glaubwürdigen Inhalte vorgelebt bekommen, nach denen zu streben sich lohnte. Dabei ist bezeichnend, daß es oft Junge aus wohlhabenden Kreisen sind, die auf irgendeine Weise verkommen, weshalb die Pädagogen schon längst von Wohlstandsverwahrlosung reden. Es ist eben nicht damit getan, den Kindern jeden materiellen Wunsch zu erfüllen, sie aber seelisch brachliegen zu lassen. Darum brechen die Jungen aus, wobei es eigentümlich ist, daß sie zwar lauthals nach Freiheit schreien, dabei aber gleichzeitig kollektive Züge zeigen. Offenbart sich etwa darin, daß die Jungen uniform-ähnliche Kleider tragen, in Haar- und Barttracht uniform sind, mehr als ein Protest gegen das Übliche, nämlich ein Wille zum Kollektiv, der eine heimliche Sehnsucht nach Einordnung offenbart? Wie dem auch sei: Das Ausweichen der Jungen etwa auf Beatles, Rolling Stones, Hippies wurde für die Erwachsenen dann zum Schock, als die Jungen mit Marx-Mao-Marcuse-Fetzen um sich zu werfen begannen, und vor allem, als das Rauschgift die Jugend zu verseuchen begann.

Was aber taten die Erwachsenen? Aus hilfloser Angst machten sie vor den Jungen kusch, so daß zum Tanz um das goldene Kalb noch der Tanz um die Grünschnäbel kam. Das führte zunächst in vielen Fällen zur Verschlimmerung der Lage. Die Erwachsenen, von einem falschen Kameradschaftsbegriff übernommen, begannen mit den Jungen zu diskutieren und gestanden damit zu, daß die Jungen genau so denk- und urteilsfähig seien wie sie. Das überforderte die Jungen, weil ihnen mindestens jene Lebenserfahrung mangelt, die zum sicheren Urteilsvermögen gehört. Die Überforderung führte zur Kompensation: Die Jungen schrien nur um so lauter, um vorzutäuschen, daß sie wirklich urteilsfähig seien. So endete die Diskussion mit den Jungen im uferlosen Geschwätz, und es kam selten zu echtem Gespräch aus gegenseitiger Anerkennung.

Heute macht sich neben Technisierung und Bürokratisierung eine merkwürdige Pädagogisierung breit, die meist unter der Flagge der Chancengleichheit segelt und sich am Kongreß für Vorschulerziehung in Hannover 1970 etwa im Spruchband äußerte: «Die Revolution beginnt im Kindergarten.» Schon er soll antiautoritär und emanzipativ sein, was bedeutet, daß sich

die Kinder schon in der Häfelschule bis in die libidinösen Bedürfniserfüllungen hinein selbst regulieren sollen. Der gesunde «Nebelspalter» ließ darum einen kleinen Buben fragen: «Fräulein, *müssen* wir heute wieder machen, was *wir* wollen?»

Aber wie soll man erzieherisch klüger denken, wenn am genannten Kongreß die Staatssekretärin im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft die Frage aufwarf: «Wollen wir (dem Kind) helfen, sich selbst zu verwirklichen – oder soll es an die Normen und Standards der Gesellschaft angepaßt werden?»

Hier liegt doch keine echte Alternative, sondern ganz einfach die Regel: Das eine tun und das andere nicht lassen. Das Richtige ist noch heute bei Pestalozzi zu finden. In der Arbeit «Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes» 1797 spricht er davon, wie der natürliche über den gesellschaftlichen zum sittlichen Menschen zu bilden sei. (Näheres: «Heinrich Pestalozzis lebendiges Werk», Bd. 2, S. 225, Basel 1946.)

Pestalozzi geht mit dem klassischen Persönlichkeitsideal einig: Die natürliche Stufe entspräche etwa der Neigungsstufe bei Kant, die gesellschaftliche der Pflichtstufe und die sittliche jener Einheit von Pflicht und Neigung, die Schiller in den Begriff der schönen Seele faßte. Darin liegt mehr Erziehungswahrheit als im modernen Getue, sicher dann, wenn auch fernerhin gelten soll, daß die Menschen nicht im Kampf aller gegen alle untergehen, sondern eine möglichst friedliche Gemeinschaft formen sollen.

#### *Agitation und Widerstand*

Von den bisherigen Gedanken über die weltanschauliche und innenpolitische Lage, über die Demokratisierungsbestrebungen in der Armee und über das Jugendproblem finden wir zur entscheidenden Frage, wie es um die innere Widerstandskraft der Schweizer heute stehe.

Weisen wir zunächst darauf hin, daß wir in einem trügerischen Frieden leben. Die weltweiten Spannungen und das Wirken der beiden großen D von Demoralisation und Desorganisation fordern unsere Widerstandskraft heraus, wenn immer wir noch die Eigenständigkeit der Schweiz behaupten wollen. Dieser Wille scheint nicht mehr unbedingt vorzuherrschen. Grob ließe sich unser Volk nach seiner Einstellung in drei Gruppen sondern. In einer kleinen Gruppe ist der Bazillus der großen D bereits virulent. Dieser Teil umfaßt die Wühlmäuse, die das eidgenössische Fundament zernagen wollen. Wer zu dieser Gruppe gehört, will nicht ehrlich diskutieren, sondern indoktrinieren und demonstrieren, wie es etwa um das Zivilverteidigungsbuch herum geschah, das die Karten der infizierten Gruppe aufdeckte. Oder man demonstriert, indem man seine militärische Ausrüstung öffentlich deponiert. Arg ist, daß die Massenmedien die provokanten Ereignisse zu Sensationen hochspielen und die Täter oft mit dem Nimbus des Märtyrers umgeben. Diese kleine Gruppe kann wie ein Gärungspilz wirken. Ihre treibende Kraft ist die sogenannte neue Linke.

Diese neue Linke verneint den sozialen Kapitalismus ebenso wie den bürokratisch-imperialistischen Kommunismus der Russen. Ihr Vorbild ist Mao Tse-tung. Man weiß, daß China in gewissen Ländern die neue Linke finanziell unterstützt. Man weiß auch etwas anderes: daß die Kader der neuen Linken sich zwar der Rauschgifte enthalten, sich aber durch Rauschgifte abhängige Mitläufer verschaffen. Jedenfalls ist in dieser Hinsicht zu beachten, daß der Medizinalbedarf an Opium im Westen jährlich um 300 t ausmacht, die Ausfuhr Chinas nach Amerika und Europa einige 10 000 t beträgt. Damit sei angedeutet, daß China und Rußland das trojanische Pferd in Serienfabrikation

herstellen und der Westen mehr und mehr dem betrogenen Iliion gleicht.

Wieder einmal zeigt sich bei der neuen Linken, daß eine kleine Schar, die weiß, was sie will, der Menge überlegen ist, die dahindämmert. Das war jüngst in Bern deutlich zu erleben, wo die Vorgänge an der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung und der Aufruhr um den Habilitationsfall Holz die Stärke der zahlenmäßig geringen neuen Linken gezeigt haben. Auch dort ging es zuletzt um die sogenannte Fundamentaldemokratie, in der das Unmögliche verwirklicht werden soll, die direkte Demokratie mit absoluter Freiheit und absoluter Gleichheit auf alle Lebensgebiete und Einrichtungen zu übertragen. Dabei scheut man sich nicht, dem Linksfaschismus dadurch zu huldigen, daß man aller Gewalt (des Establishments) mit Gewalt (der neuen Linken) ein Ende setzen will.

Wenn dem Gärungsteil der neuen Linken mindestens insofern ein gewisser Erfolg zugefallen ist, als es gelang, Aufsehen zu erregen und Mist zu machen, so ist das den andern beiden Gruppen unseres Volkes zuzuschreiben. Die eine setzt sich gegen den Abbau der Widerstandskraft zur Wehr, wobei das leider nur zu oft in veralteten und geistig nicht überzeugenden Formen geschieht. Wenn man dem Gärungsteil das Wort Jacob Burckhardts entgegenhalten könnte: «Wirkliche Leidenschaft (will) etwas Neues und nicht nur das Umstürzen des Alten» («Weltgeschichtliche Betrachtungen»), so ließe sich das Wort für den bloß beharrenden Teil etwa so abwandeln: «Wirkliche Leidenschaft will nicht einfach das Alte, sondern will das Leben reiner entwickeln.»

Soweit der Fall Holz überblickbar ist, hat man in einer sehr späten Phase des Habilitationsverfahrens den Teufel des Marxismus an die Wand gemalt, worauf Professoren mit Abwehrreaktionen und Eifersüchteleien zu fechten begannen und damit die akademische Würde gerader Männlichkeit und klarer Sachlichkeit anscheinend ebenso verletzt, wie sie der neuen Linken dadurch in die Hände arbeiteten, daß gegen die marxistische Ideologie mit sturer Ablehnung statt mit Argumenten gekämpft wurde, so daß es aussah, als ginge man mit dem Vorschlaghammer gegen einen Bazillus vor. Dadurch, daß die neue Linke auch in diesem Fall vehement eingriff, um, wie sie betonte, die objektive Geschichte festzustellen, wurde der Fall zu einer Prestigefrage, was immer zur Versteifung führt. Die Flugblätter waren von erschreckendem Tonfall und bar jeder geistigen Würde; die Reaktion verschiedener Professoren fand die goldene Mitte zwischen Toleranz und Überzeugungstreue nicht; die Ablehnung der Habilitation wirkte schließlich als bloße Abwehr und könnte zu einem Pyrrhussieg ausschlagen.

Der Fall zeigt die beiden extremen Gruppen. Dazwischen steht jener große Teil unseres Volkes, der sich bisher teilnahmslos und lau verhalten hat. Wo wir eigentlich in der Bewegung der Zeit höchste Aufmerksamkeit erwarten dürften, stoßen wir auf Gleichgültigkeit: Man sitzt ja im Fettnapf und will sich weder aufregen noch exponieren. Es ist schon viel, wenn Teile dieser Gruppe ihre negative Abwehrhaltung mit dem Stimmzettel äußern. Bei den Berner Studenten der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung ist jetzt wenigstens eine Bewegung in Gang gekommen, die der neuen Linken Paroli bietet. Ob sie Erfolg hat, bleibt abzuwarten.

Nun hat ein freiheitlicher Staat das Risiko auf sich zu nehmen, daß er jeden – immerhin im Rahmen von Verfassung und Ordnung – sein eigenes Steckenpferd reiten läßt. Man muß das in Kauf nehmen, um zu zeigen, daß der freiheitliche Rechtsstaat Dinge erlaubt, die zum Beispiel in Rußland mindestens ins Irrenhaus oder nach Sibirien führten.

Aber auch wenn die Demokratie tolerant sein muß, weil sie ihr Wesen im Polizeistaat verlöre, müßte das Volk nicht untätig zusehen, wie gewählt wird. Doch es herrscht eine nachlässige Vertrauenseligkeit; man meint, alles sei nur halb so schlimm, denn käme es darauf an, ergäbe sich alles von selbst. Dieser Glaube ist trügerisch, weshalb die Aufmerksamkeit im Volk gestärkt werden müßte. Nur dann vermöchten wir der Propaganda, der Agitation und der Suggestion zu widerstehen.

Die Propaganda sucht durch logische oder logisch scheinende Argumente zu überzeugen. Die Agitation richtet sich mehr an Stimmungen und übertreibt darum. Die Suggestion schaltet durch Indoktrination den freien Willen aus und zwingt den Beeinflußten, eine Überzeugung anzunehmen. Agitation und Suggestion schränken das freie Urteil ein, weshalb eine ehrliche Demokratie darauf verzichten muß, selbst wenn sich die neue Linke dieser Mittel bedient. Die Demokratie muß Überzeugungen hervorrufen, die aus freiem Urteil hervorgehen. Dies ist heute nicht mehr einfach, weil die Massenmedien eine fatale Neigung zu ideologischer Indoktrination haben. Radio, Fernsehen und Sensationspresse dressieren auf eine Konfektionsmeinung, weil das stumpfe Aufnehmen emotionale Reaktionen stärker begünstigt als vernünftige. Das gefährdet die Demokratie, weil diese und ihre Freiheit ohne das Urteilsvermögen des einzelnen nicht zu bestehen vermögen.

Das zeigt sich im Fortgang von Propaganda und Agitation, die sogenannte Kristallisationsparolen suchen. Darunter sind Schlagwörter zu verstehen, die scheinbar nicht zersetzend sind: «Kampf dem Atomtod!»-«Friede in Vietnam!»-«Entkolonisierung!» sind solche Schlagwörter, unter denen man in guten Treuen Revolutionäre, Idealisten, Theologen, Atheisten, Intellektuelle kristallisieren lassen und dann gegen den Staat oder die Armee richten kann.

Hier ist an die Dienstverweigerer zu denken, von denen der «Nebelspalter» kürzlich treffend gesagt hat: «Das macht die Beurteilung der Dienstverweigerer so schwierig: daß zwischen Gewissensgründen und gewissen Gründen kaum zu unterscheiden ist.» Die ehrlichen Dienstverweigerer gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Selbstverständlich müssen wir alle angesichts der menschheitlichen Selbstmorddrohung für den Frieden tun, was immer wir vermögen. Bis aber dieser Friede gesichert ist, müssen wir auch die soldatische Pflicht tun, sofern wir die Unabhängigkeit unseres Staates bejahen, und das tun ja offenbar auch die Dienstverweigerer, weil sie die bürgerlichen Rechte beanspruchen und im Lande wohnen bleiben.

Wie das Volk müßte auch die Armee in der geistigen Widerstandskraft gestählt werden. In Übungen zeigt sich immer wieder, daß wir auch in der Uniform noch zu oft naive Hirtenknaben sind, so daß die Erziehung zu Aufmerksamkeit, Zurückhaltung und verbaler, nicht nur aktenmäßiger Geheimhaltung bedeutsam ist. Bedeutsamer, doch wesentlich schwieriger ist die Beeinflussung der inneren Überzeugung.

Die Schwierigkeit liegt zunächst darin, daß der Soldat in Schulen und Kursen weltanschaulich bereits geprägt, also kein Brachfeld mehr ist, das nur zu besäen wäre. Die Schwierigkeit vergrößert sich dadurch, daß wir ohne sture Indoktrination erreichen sollten, daß der Wehrmann das unerschütterliche Vertrauen gewinnt, er fechte für eine rechte und gerechte Sache, weshalb der Kampf sinnvoll sei. Zu diesem Vertrauen gehört dasjenige in Führer, Mitkämpfer und eigenes Vermögen. In diesem Schlüsselgebiet wachsen die Schwierigkeiten. Es ist gar nicht leicht, die vernünftig scheinenden Kristallisationsparolen und den unbedingten Friedenswillen durch eidgenössische Trümpfe zu stechen, weil die Glaubwürdigkeit unserer Politik

rasch abnimmt. Man traut unseren Proporzpolitikern und ihren Schaufensterreden oft nicht mehr. Man ist nicht mehr überzeugt davon, daß die Parlamente aller Stufen vorausschauend und sachbezogen Entscheide treffen. Man argwöhnt, daß alle Politik in den Fängen gewinniger Wirtschaft liege und daß eigentlich nur noch das Scheffeln von Geld zähle, weshalb Überbeschäftigung um jeden Preis zuvorderst rangiere, dadurch die Teuerung anwachse, gegen die unsere Politiker keine Mittel kennen oder kennen wollten. Dabei ist selbst dem Volk das ungehemmte Wirtschaftswachstum problematisch geworden, weil es mit die Werte der Natur in Frage stellt.

Gegen solches Mißtrauen läßt sich schwer etwas tun. Am besten ist es wohl, wenn man in Aussprachen den Wehrmann seinen Kropf leeren läßt, berechnete Kritik annimmt, schiefe korrigiert und die Lösung auf das Wort ausrichtet: «Hilf mit, damit es besser werde!» Diese Aufforderung appelliert an die Mitverantwortung, die kein Schweizer abstreiten kann.

Darüber hinaus aber ginge es wohl darum, daß wir ähnlich wie in den dreißiger Jahren eine Grundwelle der Selbstbesinnung auslösten, die uns wieder stolz darauf machte, daß wir Schweizer sind und als Schweizer mithelfen dürfen und können, die Schatten zu scheuchen.

In diesem Zusammenhang ist zu fragen: Ist es nicht sonderbar, daß wir uns heute fast schämen, den 1. August zu feiern, nur weil uns hurrapatriotische Reden nicht mehr zusagen? Ist das nicht sonderbar, wenn wir etwa den Aufwand bedenken, den Frankreich mit dem 14. Juli oder die Russen mit der Oktoberrevolution treiben? Sonderbar auch, weil im Bewußtsein der älteren Schweizer etwa der Rütli-Report oder die Kommandoübertragungen auf dem Schlachtfeld von Sempach oder beim Denkmal von Les Rangiers als beschwingende und stärkende Erlebnisse haften? In der Presse verschiedenster Richtung sind bei der Veröffentlichung des Oswald-Berichtes diese Ereignisse und die Zeit Ulrich Willes bis zur Ironie belächelt worden. Natürlich waren die Zeiten von 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 anders; doch der Mensch ist heute noch Mensch, und da wir im psychologischen Kriege stehen, ist die Lage heute nicht so grundsätzlich verschieden von jenen Zeiten, ganz abgesehen davon, daß die spöttische «Vernütigung» des Früheren Spittlers Aphorismus hervorruft: «Eine Generation, die sich nicht um die Augen der Vorwelt kümmert, wird bübisch.»

So sollten Anlässe, die geeignet sind, die Menschen zu erheben, auch im Dienst nicht aus Abschied und Traktanden fallen. Es könnte der Symbolwert der Fahne wieder gehoben werden; Vorbeimärsche und feierliche Inspektionen könnten mit bewirken, das innere Bewußtsein zu stärken. Das gilt natürlich nur dann, wenn Aussprachen und Anlässe auf dem Hintergrund eines überzeugenden Dienstbetriebes stehen, und dieser ist von den Männern, die unsere Truppe führen, abhängig. Auch das ist nicht immer in bester Qualität zu schaffen, weil auch die Kommandobesetzungen zuweilen vom Menschlichen und Allzumenschlichen überschattet sind und einen zuweilen das unschöne Gefühl beschleicht, daß gewisse Königsmacher allzu nah bei interessierten Politikern stehen.

Das kann gefährlich werden, weil wir mehr denn je auf gute Führer angewiesen sind, da die Autorität im Zeichen der Selbstbefreiung – und natürlich von der neuen Linken her – bestritten ist.

#### *Schlußbetrachtung*

Die Gedanken, die wir zusammengetragen haben, deuten darauf hin, daß der Wehrwille kränkt.

Worauf ist dies zurückzuführen?

Wir nennen vier Hauptgründe:

Erstens regiert aus dem Umbruch geschichtlicher Zeitalter schon darum Unsicherheit, weil die alten Maßstäbe zerfallen, das globale Atomzeitalter aber die neuen durch die Entwicklungsgeschwindigkeit und durch die Weltweite noch nicht gefunden hat;

zweitens führt der Pluralismus die Bürger auseinander, so daß die staatliche Gemeinschaft keinen hinreichenden Halt mehr gibt, weil die Ideen nicht mehr allgemein verbindlich sind und einem das Hemd näher liegt als der Rock, besonders als der Waffenrock;

drittens hat die materialistische Veräußerlichung zum Wohlstandsdefaitismus geführt, der die Tatsache verschleiert, daß der Mensch genießen, nicht aber dienen will;

viertens schleicht die Angst vor dem Krieg auch durch die eidgenössische Welt, jene Angst, die aus der Hilflosigkeit gegenüber den Vernichtungsmitteln des totalen Krieges entspringt.

Soweit in diesen vier Punkten wirklich Gründe und nicht nur Vorwände liegen, sind sie ernst zu nehmen. Dabei gilt heute wie je, daß durch ängstliches Zagen nichts gebessert wird, ebenso wenig, wenn man den Verzagten nach dem Mund redet.

Es sieht aus, als stünden wir wieder in jener Zeit des Aktivdienstes, wo wir nach dem Schwächeanfall vom Mai 1940 das Volk in den Heer- und Haus-Kursen zur Besinnung bringen mußten. Schon damals haben wir auf einen Satz hingewiesen, der in der Menschenführung von fundamentaler Bedeutung ist. Goethe hat ihn im neunten Kapitel des fünftens Buches von «Wilhelm Meisters Lehrjahren» geschrieben. Er lautet:

«Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht, die sie haben sollen.»

In diesem Satz liegt ein Auftrag, dem in der heutigen Demokratie, die allzu liebedienerisch um die Gunst der Bequemen und Ängstlichen buhlt, ungenügend nachgelebt wird. Von diesem Satz aus sollten die Politiker wieder mehr Mut zur Wahrheit, Sachlichkeit und Sauberkeit aufbringen, selbst wenn das den einen oder andern den Sessel kosten sollte. Von diesem Satz aus müßten die Presseleute wieder lernen, nicht zuerst nach Sensationen zu jagen, sondern sauber und getreu zu informieren und vom Standort des Gesamtwohls aus ehrlich zu kritisieren.

Von diesem Satz aus müßten Pfarrer, Eltern und Lehrer nicht zuerst nach Zeitgemäßheit schielen, nicht mit idealistischer Maske im materiellen Wohlstand schwimmen, sondern so leben und lehren, daß Gesinnung und Tat nicht auseinanderklaffen und die kommende Generation einen sicheren Halt bekommt. Auf diese Weise müßte eine Gesinnung wieder wachgerufen werden, aus der die Menschen sich daran gewöhnten, jeden Tag bei sich selber anzufangen und damit den Grund dafür zu legen, daß wirkliches Christentum, echte Humanität und wahrhafte Brüderlichkeit gehegt und gelebt würden. Um dies allgemein durchzusetzen, bedarf es eines Aufstandes der Einsichtigen und Gutwilligen, die sich bis heute allzu still verhalten. Es wäre an der Zeit, den beiden fremden großen D von Demoralisation und Desorganisation zwei eigene große D entgegenzustellen: *Denken und Dienen*.

Aus dem Denken gewinnt der Demokrat die Überzeugung, daß der Kleinstaat noch immer einen Sinn und eine Mission habe, woraus er seine Mitverantwortung für die vernünftige Entwicklung des Staates ableitet. Daraus wächst sein Dienen, aus dem er das Gemeinwohl höher stellte als sein eigenes oder doch wenigstens gleich hoch im Sinne von Matthäus 22, 39: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» So erfüllte er seine Pflicht als Mensch, Bürger und Soldat. Zum Denken und Dienen müßte aber – weil wir Gefahr laufen, in der Technokratie versklavt

zu werden – wohl noch kommen, daß in unserem Volk eine neue Leidenschaft für den Grundton unserer Geschichte entflammt würde: für die *Freiheit*.

Freiheit, wie wir sie hier verstehen, bedeutet nicht Unabhängigkeit des Staates, heißt aber auch nicht Entfesselung, die von Bindungen ledig macht, sondern bedeutet jenen Zustand, den Rousseau mit dem Satz umschrieben hat:

«Gehorsam gegen das Gesetz, das man sich selber vorgeschrieben hat, ist Freiheit.»

Wir sprechen also von der Freiheit des Menschen im Staate. Ihr Wesen ist in den Menschenrechten von 1789 eindeutig bestimmt: «Die Freiheit besteht in der Macht, alles das zu tun, was einem anderen nicht schadet.»

An dieser Freiheit hat sich der Mensch bisher schlecht bewährt, weil er aus dem materialistischen Pluralismus und damit Egoismus den zweiten Gliedsatz, «was einem anderen nicht schadet», unter den Tisch gewischt hat. Dadurch entstand eine Spannung zwischen der moralischen Freiheit des Wollens und der politischen Freiheit des Dürfens.

Um es mit Kant zu sagen: Wenn der Mensch sich moralisch nicht am kategorischen Imperativ bewährte, würde es fragwürdig, ob man dem Bürger die politische Freiheit des Dürfens zugestehen könne. Der kategorische Imperativ aber lautet in Kants «Kritik der praktischen Vernunft»: «Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.»

Das heißt, daß jeder aus moralischer Einsicht nichts tun dürfte, was nicht zugleich als allgemeine Norm gelten zu lassen wäre. Käme einer zum Beispiel in Versuchung zu stehlen, müßte er diese Versuchung überwinden, weil er nicht wünschen kann, daß Stehlen ein allgemeines Gesetz werde, und wäre es nur, weil er dann selbst auch bestohlen werden könnte. Daraus erhellt, daß moralische und politische Freiheit Hand in Hand mit Ordnung gehen, weshalb Goethe sagt: «Freiheit ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftigste zu tun.»

Wird durch falsche Deutung der Freiheit das Verhältnis zur Ordnung gestört, so muß der drohende Kampf aller gegen alle durch Vorschriften eingedämmt werden, womit zugleich gesagt ist: Bewährte der Mensch seine Humanität durch die Einhaltung des kategorischen Imperativs, so bedürfte er im Idealfall keiner Gesetze, weil er von selbst das Richtige täte, und das Richtige ergäbe sich aus der Einsicht, daß wir eben nicht allein auf der Welt sind. Deshalb gibt eine Masse von Gesetzen kein Ruhmesblatt für den Menschen, weil die Gesetzesflut nur anzeigt, daß der Mensch sich nicht gemeinschaftsreif verhält. Darum schrieb Alexandre Vinet: «Eure Freiheit, vergeßt es nicht, taugt gerade so viel, als ihr selber taugt.»

Freiheit bedeutet damit unablässige Anstrengung, weshalb auch sie wie unsere Parole «Denken und Dienen» einen Erziehungsauftrag ergibt, der gewiß nicht leicht zu erfüllen ist, der uns aber die einzig mögliche Chance gibt, das drohende Chaos zu bannen. Wir verhehlen uns nicht, daß dies sehr schwierig ist, weil es schwierig ist, eine veräußerlichte und materialistische Menschheit aus der Bequemlichkeit herauszuholen, sie zur Besinnung zu bringen und ihr klarzumachen, daß Zeitgemäßheit noch längst nicht mit dem Heil des Menschen gleichzusetzen sei.

Wir müssen aber, wenn wir die Eigenständigkeit der Schweiz bewahren wollen, den Versuch wagen, das Steuer herumzuwerfen. Gelingt es, die bisher Lauen, aber Gutwilligen zu Mitkämpfern zu machen, dann dürften wir vielleicht wieder an das Wort Victor Hugos glauben: «Dans l'histoire, la Suisse aura le dernier mot.»